

# Mecher Zeitung



Ausgabezeitung und Anzeigenannahme:  
Königsplatz 23 (Ecke).  
Redaktion und Geschäftsstelle:  
Pariserstraße 4 (Gort Hotel).

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage mit der unentgeltlichen illustrierten Beilage „Sonntagsblatt“.  
Bezugspreis vierteljährlich (im Voraus zahlbar) im Gebiete der deutschen Postverwaltung Mark 2.80;  
mit dem Beiblatt „Mecher humoristische Blätter“ Mark 3.40. — Fürs Ausland Mark 7.50 bezw. 8.10.

Anzeigen:  
die einfache Zeile 20 Pfg.  
Reklamen:  
die Zeile 50 Pfg.

Nr. 166.

Mech, Dienstag den 21. Juli 1914

XXXIV. Jahrgang.

## Das Neueste vom Tage.

Die Reichstagswahl im Wahlkreis Sabina-Belkian ist auf Donnerstag, den 23. Juli festgesetzt worden.

Nach einer Meldung aus Kottbus will der Regierungspresident mit den maßgebenden Organisationen der beiden Parteien sich in Verbindung setzen, um den Kampf in der Lausitzer Kuchindustrie durch Vermittlung beizulegen.

In allen Weinbaugebieten Badens soll infolge des letzten Winters von Hitze und Regen die Peronospora und andere Krankheiten festgesetzt worden sein.

Präsident Poincaré traf in Kronstadt ein und wurde vom Zaren und später im Peterhof von der Zarin empfangen. Abends fand Galafest statt, wobei Trinkreden gewechselt wurden. In den Trinkreden bemerkte die „Weltzeitung“ ganz zutreffend: Poincaré sprach länger als der Zar. Er machte mehr Worte, sagte aber womöglich noch weniger. Man ist nach den Peterhofer Trinkreden genau so klug wie zuvor.

Wie aus Bernay gemeldet wird, wurden in dem Hause des wegen Spionage verurteilten Harzes Heurteboud zahlreiche wichtige Schriftstücke beschlagnahmt. Heurteboud soll durch ein Inzertat, in dem gutgeschaltete Mitarbeiter in Verbindung getreten sein. Die Mütter erzählen, er habe dem Stationsvorsteher von Thierville mitgeteilt, daß er mit ihm zusammen eine halbe Million Frs. verdienen könne, wenn er ihm die Mobilisierungspläne der Nordbahnlinie verschaffen würde. Die Untersuchung hat ergeben, daß Heurteboud ein kassierendes Liebesverhältnis mit einer Pariserin unterhalte. Auch in der Wohnung dieser Frau wurde eine Hausdurchsuchung vorgenommen, jedoch wurden nur Liebesbriefe gefunden.

Die englische Flotte hat gestern Portsmouth verlassen und ist unter der Führung des Königs in See gegangen. So herrschte beinahe Sturm und regnete. An der hierfür bestimmten Stelle machte die königliche Yacht halt und die große Flotte postierte in Doppellinie unter Salut. Das Ganze bot einen prächtigen Anblick. Weiter den Schiffen freiten Marinekugeln. Premierminister Asquith, der ursprünglich mit der Königin begleitet sollte, ist nach London zurückgekehrt, wie verlautet, wegen der politischen Lage.

Die englische Arbeiterpartei hat einstimmig eine Resolution angenommen, in der gegen die Somers-Konferenz protestiert wird, da sie eine Einmischung der Krone darstelle, die bewirke, die Ziele der Parlamentsakte zu pervertieren.

Nach einer Mitteilung aus Madrid fand gestern Abend eine Besprechung des Ministerpräsidenten mit dem Minister des Innern und dem Kriegsminister statt, dem auch Generalstabsoberarzt Barrera beimohnt, der kürzlich im Auftrag des Generals Marina eine eingehende Untersuchung über die Zustände im Gebiete von Tetuan angestellt hatte. Barrera erklärte, daß alle Verhältnisse, die den Andjerakamm zum Einfallen seiner Feindesheere zu bestimmen, vorgebildet gewesen seien. Die Regierung beschloß infolgedessen, demnächst eine große militärische Operation gegen die aufständischen Andjerakamm vorzunehmen.

Die türkische Kammer hielt gestern eine Nachsitzung ab, um die Beratung des Budgets zu Ende zu führen. Gegen Witternackts Verhandlung die Kammer über den Antrag des Kabinetts, G. H. M. A. H. A. und K. A. M. A. H. A. in den Anlagenzustand zu versetzen. Als Gründe dafür werden angeführt die Kriegserklärung, in einem Augenblick, in welchem die Armee nicht bereit war, die Verzögerung der Mobilisierung, die Entlassung eines Teiles der Truppen kurz vor dem Kriege, die Unfähigkeit der Regierung in der Zeit vor der Mobilisierung der serbischen Armee bis zur Mobilisierung der bulgarischen Armee, also während eines Zeitraumes von sechs Tagen, die Kriegserklärung ohne Rücksicht auf die Einmischung des Ministerrates in die kriegerischen Operationen und die Entlassung der früheren Kammer. Die dritte Abteilung der Kammer wurde damit beauftragt, über diesen Antrag zu beraten.

## Zur Nichtbestätigung Knöpfplers.

Der „Schwab. Merkur“ erhält aus Straßburg zur Nichtbestätigung Knöpfplers folgende Zusage:

Die Nachricht von der Nichtnennung des bisherigen Zaberner Bürgermeisters Knöpfpler wurde von den Deutschgesinnten im Lande, gleichviel ob Einheimische oder Eingewanderte, mit Freuden begrüßt. Diese bedeutungsvolle Entscheidung ist politisch mehr wert als die Entwicklung eines wortreichen Regierensprogramms, wie man es im letzten Winter vom Staatssekretär Graf v. K. K. verlangte. Sie zeigt, daß die neue Regierung nicht auf halbem Wege stehen bleiben will, sondern mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln gegen die französische Propaganda im Reichsland ankämpfen will. So loyal sich der Exbürgermeister auch äußerlich geben konnte, seine Haltung im Fall Zabern ließ doch keinen Zweifel darüber, daß ihm die Leitung einer deutschen Stadtgemeinde nie hätte übertragen werden dürfen. Schon bei seiner Ernennung im Jahre 1907 hätte man sich fragen müssen, daß ein Mann mit diesen nahen Beziehungen zu Frankreich gerade an der Grenze des deutschen Reichs in ersten Zeiten eine Gefahr sein mußte. Bei den Landtagswahlen im Jahre 1911 hat Knöpfpler sich trotz seiner Eigenschaft als Bürgermeister nicht gehalten, die Eingewanderten und Beamten in scharfer Weise anzugreifen. Als Abgeordneter vertrat der Zaberner Bürgermeister von Anfang an eine nationalpolitisch-franzosenfeindliche Richtung. Die der Zaberner Interpellation im Landtag machte er sich zum Sprecher in eigener Sache und hielt eine so militärfeindliche Rede, wie sie wohl noch nie von dem Bürgermeister einer deutschen Stadt gehalten worden ist.

Trotz allem hat sich die rechtsständische Presse, nicht nur die „Kerfale“, sondern auch die sozialistische und fortschrittliche, fast ausnahmslos für Knöpfplers Wiederernennung ins Zeug gelegt. Wenn auch die Fortschrittler und Sozialisten Knöpfpler als politischen Gegner bekämpften, glaubten sie doch wenigstens am der gemeinsamen Vertretung des elsässischen Partikularismus willen für den französischen Feind im Reichsland mit der Kastanien aus dem Feuer holen zu müssen. Durch diese Haltung der Fortschrittler hat der Fall Knöpfpler politische Tragweite gewonnen. Am kürzesten und bedauerlichsten ist es dabei, daß auch einzelne deutsche Blätter, wie die „Frankf. Ztg.“ und das „Berl. Tagbl.“, für die Bestätigung des bisherigen Bürgermeisters in mehr oder weniger entschuldigender Weise eintreten.

Bezeichnend ist die Haltung der „Straßb. N. Ztg.“, die wiederholt gegen die Wiederwahl Knöpfplers eintretet. Sie hat sich nicht nur, nachdem einmal der Gemeinderat Knöpfpler gewählt hatte, trotz der Rat allein die Verantwortung und war die Regierung gehalten, im Geiste unserer Verfassung und deren bisherigen Anwendung, sich in erster Linie an den Vorfall des Gemeinderats zu halten. Bis heute sind seine Gründe für die Nichtnennung bekannt gegeben worden. Die Regierung, der das Recht zusteht, die Bestätigung zu verweigern, wird es wohl trotz dieser Anspornung unterlassen, ihre Gründe bekannt zu geben. Im übrigen glauben wir kaum, daß es die kerfale Partei, wie es das angeführte fortschrittliche Organ erhofft, wegen der Nichtnennung des Bürgermeisters Knöpfpler zu einem ersten Konflikt mit der Regierung kommen lassen wird. Zunächst müßte sich dieser Kampf in Zabern abspielen. Sollte der Zaberner Gemeinderat Knöpfpler wieder wählen oder sich weigern, einen weiteren Wahltag vorzunehmen, so wird die Regierung aller Voraussicht nach § 10 der Gemeindeordnung vom 8. Juni 1895 die einstweilige Verwaltung der Zaberner Bürgermeisterei durch einen von ihr zu ernennenden Verwaltungsrat anordnen, der auf längstens ein Jahr zu ernennen ist und jeweils auf ein Jahr von neuem ernannt werden kann. Dadurch würde dann wahrscheinlich in Zabern eine Berufung der Bürgermeisterei herbeigeführt sein können. Im Landtag könnte die kerfale Mehrheitspartei eine Interpellation über die Nichtnennung Knöpfplers einbringen und ein Mißtrauensvotum gegen die Regierung fordern. Daß sich dafür eine starke Mehrheit finden würde, ist fast sicher zu erwarten. Eine solch intransigente Haltung des rechtsständischen Parlaments würde die geltend gemachten Faktoren im Reich jedenfalls hinsichtlich

lich der Wünsche der Elsaß-Lothringer auf Autonomie noch fähler stimmen, als dies schon jetzt der Fall ist.

Die „Frankf. Ztg.“ schreibt:

Diese Maßnahme war nach der Kampagne, die im Verlaufe der Zaberner Angelegenheit gegen Bürgermeister Knöpfpler geführt, und nach der Stimmungsmache, die von einigen Blättern im Lande selbst gegen ihn inszeniert worden ist, vorauszusetzen. Knöpfpler ist nicht verwandt mit dem französischen Hauptmann Luz, der vor Jahren aus der Festung Glas entflohen ist. Man hat bei der Haltung der Regierung dem Zaberner Bürgermeister gegenüber mit Spannung entgegenzusehen, weil sich aus ihr weitgehende Schlüsse auf den Regierungsfuß zu ziehen lassen. Herr Knöpfpler ist Mitglied der Zentrumsfraktion der Zweiten Kammer des Landtags und gehört dort zum nationalpolitischen Flügel. Einfluß besitzt er in seiner Partei wenig. Aber die Partei der Einflußlosen innerhalb des Zentrums, d. h. jene, die die Regierung bis jetzt schon persönlich vor den Kopf gestoßen hat, ist so groß, daß die Einflußreichen, wie der Kammerpräsident Richter und Professor Müller ihnen demnachschlagen können.

Daß die elsässische demokratische Presse mit der Nichtbestätigung Knöpfplers nicht einverstanden ist, verleiht sich nach ihrer bisherigen Haltung von selbst.

Die „Straßb. Bürger-Ztg.“ meint, die Regierung sei sehr schlecht beraten, als sie diesen Beschluß gefaßt habe. Die Maßnahme der Regierung gehört zu denjenigen, denen man diplomatischen Geist abspornen muß, denn die Verlesungen liegen so, daß die Nichtbestätigung als eine Verlesung des Bürgermeisters, als eine Zurückweisung jeder persönlichen Geste beurteilt werden wird, mögen noch so viele rein politische Gründe gegen die Bürgermeistereigenschaften des Herrn Knöpfpler sprechen. In einem Augenblicke, in dem die politische Oberfläche infolge des Streites von Zabern immer noch nachtrifft, ist es nicht klug gewesen, einen neuen Stein ins Gemäuer zu werfen. Eine solche Maßnahme hätte rein sachliche Würdigung finden können, wenn alles ruhig gewesen wäre. Niemand hätte man sich hinreichend lassen sollen, eine Entscheidung zu treffen, die als ein Nachklang zum Falle Zabern ausgelegt werden wird.

Die Haltung der „Straßb. Neuen Ztg.“ ist bereits in dem Artikel des „Schwab. Merkur“ genügend gekennzeichnet.

Die Haltung der roten Presse ist leicht zu erraten. Auch für die sozialdemokratische „Freie Presse“ will die Nichtbestätigung nichts Neues gewesen sein: Herr Knöpfpler wurde von der rabenden See, Militarismus geheißenen, verschlungen, hoffentlich als letztes Opfer des Falles Zabern. Aber, die wir politische Gegner des Nichtbestätigten sind, können die Regierung zu ihrer „tugenden“ Maßnahme nur beglückwünschen, sie hätte zu seiner Niederhaltung nichts Besseres tun können, als ihm die Geriologie des Militärzorns zu verschaffen. Im übrigen zeigt die Nichtbestätigung Knöpfplers aber auch, welchen Wert das Fortschrittsrecht der Städte bei der Ernennung ihrer Bürgermeister hat. So schreibt die „Elsässische Fortschrittliche Korrespondenz“ und sie hat in der Tat vollkommen recht. Etwas „Gehässiger“ hätte Herr Dalwig nicht tun können, als nach der Nichtbestätigung einen neuen nationalpolitischen Wärtner zu schaffen.

Die Zentrumspresse nimmt natürlich für Knöpfpler Partei, desgleichen die nationalpolitische und einheimische Presse. Das Zentrum ist aber schon dabei, ihren Parteigenossen raten zu lassen und das ist das Humervolle bei der Angelegenheit.

Uns interessiert in erster Linie:

Die Haltung der liberalen Presse Lothringens, also derjenigen Tagesblätter, auf die die lothringische Fortschrittspartei bei Wahlen und Durchziehung ihrer Politik angewiesen ist. Wir können konstatieren, daß alle liberalen Blätter Lothringens, entgegen der Haltung derjenigen elsässischen Presse, die die elsässische Fortschrittspartei führt, die

Haltung der Regierung durchaus billigt. Wir können versichern, daß dies auch die Ansicht der überwiegenden Mehrheit der Wähler ist, die in Lothringen ihre Stimmen für Fortschrittskandidaten abgegeben haben. Es folgert hieraus, daß die Presse und die Wähler der lothringischen Fortschrittspartei — wie wir schon wiederholt festgestellt haben — nicht auf dem radikal demokratischen Boden der elsässischen Fortschrittspartei steht.

Die „Lothringer Ztg.“ äußert sich wie folgt: „Bürgermeister Knöpfpler ist einer jener Bürgermeister, die nur aus Opportunitätsgründen sich für loyal ausgeben, im Grunde aber nichts weniger als deutsch sind und ihren Willen gegen einen rückhaltlosen Anschluß an das nationale Deutsche Reich in einen elsässischen bzw. lothringischen Partikularismus einstellen. Das angelegene Amt eines Bürgermeisters in einer deutschen Stadt kann nur von einem Manne ausgefüllt werden, an dessen Verstand nicht gezweifelt werden kann. Deshalb haben wir entschieden Stellung genommen gegen die Wiederernennung gewisser lothringischer Bürgermeister, die, wenn auch persönlich ehrenwert, doch als national nicht einwandfrei sich erweisen haben. Wir begründen darum diese Entscheidung des Herrn Statthalters; läßt sie doch ermutigen, daß diese Reinigungsaktion in Lothringen mit derselben Entschiedenheit durchgeführt wird wie im Elsaß.“

Die „Lothringer Bürgerzeitung“ in Diedenhofen billigt gleichfalls die Maßnahme der Regierung.

In der „Saargemünder Ztg.“ lesen wir:

„Dieser Akt der Regierung war durch die Lage der Dinge gegeben und konnte nicht anders entschieden werden, wenn die Regierung nicht freiwillig das ihr zustehende Aufsichtsrecht über die Gemeinde gänzlich preisgeben und sie nach Gutdünken schaffen und walten lassen wollte. Ausgehend hätte die Bestätigung des vorgeschlagenen Kandidaten als eine Konzeption an den Nationalismus aufgefaßt werden müssen, welcher die Regierung um alles Ansehen und allen Kredit bei Einheimischen wie Eingewanderten gebracht hätte. Nur arg naive Gemüter und unverbesserliche Optimisten im nationalpolitischen Fahrwasser konnten daher von so etwas träumen. Für jeden ernst denkenden Menschen lag die Sache klar. Die Zeiten, in denen man sich durch schöne Worte irreführen ließ, sind hoffentlich für immer vorüber. Man verlangt jetzt Taten zu sehen. Mit der Politik der Zweideutigkeit läßt nach der Zaberner Affäre keine Geschichte mehr zu machen, daran wird man sich schon gewöhnen müssen. Je eher das geschieht, desto besser wird es für Land und Volk sein, denn um es eher wird man die Früchte einer gesunden und kräftigen Entwicklung nach jeder Richtung hin pflücken können.“

Auch die „Forbacher Ztg.“ ist gleicher Ansicht:

Knöpfpler gehört politisch zur Zentrumspartei. Aber nicht gegen diese richtet sich der Anschluß des Statthalters, sondern gegen den Bürgermeister, der in der Zaberner Affäre verurteilt hat. Es wird wahrscheinlich im Landtag eine Debatte um diese Maßregel geben, aber allzu heftig wird sie wohl nicht werden, denn auch dem Zentrum wäre es wahrscheinlich lieber gewesen, wenn Knöpfpler gar nicht wiedergewählt worden wäre. Der Statthalter hat richtig gehandelt, daß er nicht die Regel von der Zentrumspartei gestrichen hat, wo es sich um einen Schritt handelte, der im Interesse des Friedens getan werden mußte.

## Aus dem englischen Unterhause.

London, 20. Juli. (Unterhaus.) Vor vollbesetztem Hause teilte Premierminister Asquith mit, daß er vom König ernannt worden sei, zu erklären, daß er sich für die Vertreter der beiden britischen und irischen Parteien zu einer Besprechung in den Buckinghampalast einzuladen, um nach die stehenden Fragen bezüglich des Problems der irischen Regierung zu besprechen. Die Einladung sei ergegangen, und von zwei Vertretern der Opposition, zwei Vertretern der Regierungspartei angenommen worden. Auf Vorstoß des Königs übernimmt der Sprecher den Vorsitz in der Konferenz.

## Der Lückenbüßer.

Roman aus der modernen Gesellschaft von Friedrich Thieme.

Ausig, stolz, wie immer, erlitten Janga am nächsten Morgen beim Frühstück. Sie litt an Kopfschmerzen, aber sie sagte niemand etwas davon. Ihre Gesichtsbildung eine ungewöhnliche Mischung, und um die wunderbaren Augen zog es wie ein leichter graublauer Ring... weder ihr Vater noch ihre Mutter bemerkten es, beide waren zu voll von einem anderen unlieblichen Zwischenfall, der zwar bald ausgeglichen werden konnte, im Moment aber doch recht unangenehm sichtbar war: der Wädel hatte dem Mädchen weiteren Kredit verweigert, und zwar für sofort mit Einschluß des heutigen Tages — Herr Saltig rächte sich dafür, indem er ihn gegenüber dem Mädchen als einen ungehobelten, frechen Jungen bezeichnete, während Frau Saltig wie eine genetzte Lilie im Sessel lehnte und Mamas Gesicht zum Zeugen dafür heraufbeschwor, daß ihr eine solche Blamage nicht an der Wiege gelungen worden sei!

Janga nahm mit keinem Wort oder Blick von der niederschmetternden Lastige Notiz, aber diese bestärkte sie in einem während der Nacht gefassten Entschluß. Nach dem Frühstück erklärte sie, schon im Begriff, sich zu entfernen und mit der Türklinke in der Hand, ihrem Vater: „Sei so gut, Papa, und laß doch einmal Doktor Mohr zu uns — vielleicht zum Diner für nächsten Sonntag.“

Aus vollen Baden blies der Herbstwind in den Morgen hinein, daß die roten und gelben Blätter von den Bäumen fliegen und die weißen Wolken am Himmel erschrocken auseinanderflohen! Auf dem Gras schimmerte ein selbsterleuchtender Reif in der Frühlingssonne, wie hingehaucht von einem unsichtbaren Atem als Probe dessen, was kommen sollte — sogar auf dem träge dahinschleichenden Fluße lag ein Glanz, welcher der trägen, schlammigen, regelgeleiteten Zeit ein förmlich frisches, jugendliches, lebensvolles Aussehen verlieh.

Das Schweigen des Morgens lag über dem Tiergarten, nur aus dem Uferhügel ertönte das gebärmte Quaken einer Ente, und eine Goldammer trompetete vom Gipfel einer nahen Baumes ihr schmetterndes „Tschit-tschit“ und dafestinstufig in die Welt, unbekümmert darum, ob ihr jemand zuhöre oder nicht, in echter, naiver, selbstloser Freude an sich selbst.

Auf der schmalen Brücke des Flusses stand ein junger Mann, leicht über das Gefährde gebeugt und mit reger Teilnahme dem Hasen und Tagen einiger schmutzig aussehender Fische folgend, denen er sein Frühstück großmütig zum Opfer brachte.

Er mußte wohl glücklich sein, der junge Morgengänger, denn seine Augen blühten so hell, als strahlten sie allen Gang-

der Sonne und alle Wonne des Morgens zurück — und seine Füße stampften so kräftig und entschlossen den Boden und seine Rechte schwang das Spangierrohr hoch in der Luft! Was gibt es lustigeres auf Erden, als den Anblick ferniger, gesunder Lebensbejahung und freudigender Tatenkraft? Aber das Gesicht erfüllte Pflicht bedingt diese zwei nicht allein, sondern rüstige Gesundheit gehört dazu und ein Quentchen Glück, denn die Ranken und Unglücksfälle vermag das Bewußtsein inneren Wertes wohl zu tören, aber nicht zu entschädigen.

Der Wanderer besah sich im Wohlgefühl der Gesundheit, das zeigte genügend sein blühendes Aussehen. Die Gestalt erschien vielleicht etwas zu lang und schlank, aber der gesunde, überfließende Kraft der Bewegung bedekten mit überlegenem Beweiskraft den Erfolg einer mühsig erlebten, vernünftigen Jugend und einer energiegelben, zielbewußten, von einem selbst Charakter unerschütterlich durchgeführten Arbeit an sich selbst. Der Ausdruck seiner männlich-hilfslosen Züge sagte deutlich, dieser Mann habe über sich herrschen gelernt, und so wies er auch mit eherner Kraft die feindlichen Angriffe zurück, welche als Folge einer ständigen Lebensweise, anstrengenden Studiums und anhaltender Tätigkeit die Jugend in den Übergangsperioden vom Jüngling zum Mann so gern heimsuchen.

Lockiges Braunhaar umwühlte seine Stirn, wie das flatternde Cape seine Schultern, und der Herbstwind seine rotglühenden Wangen. Mäßig nahm er den Hut ab und strich die widerpenfligen Haare weit hinaus — sein Schritt verlangsamte sich und der Ausdruck seines Gesichts ward stiller und haender. An einer Bank in der Mitte der Allee blieb er stehen und blickte hinüber nach dem selbst stromenden Fluß; ein Strahl von Inbrunn und heißer Liebe lag aus den braunen Augen in die Ferne zu einem unbekanntem Etwas.

„Da wars“, rief er im Tone aus der Tiefe des Herzens stromender Innigkeit. „Dort lag ich am Ufer, und hier galoppierte sie daher — hier auf der Allee. Da lag ich sie das erste Mal — o Janga, wie wunderschön Du mir erstrahltest in dem schwarzen Reitkleid mit dem wallenden Schleier! Wie eine Göttin, so stolz thronetest Du auf dem feurigen Schimmel, sodas mein Herz auf und nieder hüpfte im selben Takte mit Dir, die beim raschen Reiten wie eine Feder hin- und herflog.“

Stolze Gemutigkeit legte sich einen Augenblick auf die Züge Doktor Gottfried Mohrs, des jungen Gymnasiallehrers aus Charlottenburg, aber sogleich kehrte das sinnende Leuchten einer roge arbeitenden Phantasie zurück. Vor seinem Geiste sah er sie wiederum vorüberfliegen, und alle Empfindungen jener Stunde kehrten in ihm wieder — sie freilich blickte ihn nicht damals, sie wachte nicht, doch eben ein Herz im Reiz ihrer Reize gesungen worden war und daß sie eine Sehnsucht zurückließ und eine Trauer!

Im Lenz war es gewesen, im Ostermonat — und in weiter, weiter Ferne schien damals die schöne Fremde für ihn zu stehen, in unabhäber Ferne erblühte er sie über sich in seinem einfachen, kindlichen Gemüt. Sie konnte eine Prinzessin, eine Gräfin sein — immerhin, das Bild gravierte sich so zauberlich auf die Tafeln seiner Phantasie, daß er, der jeden Morgen einen Spaziergang zu machen gewohnt war, immer wieder an die Stelle zurückkehrte, um den reizvollen Anblick noch einmal zu genießen. Doch sie kam nicht wieder, niemals — denn selten kam sie, wie er später erfuhr, in diese von ihrer Wohnung weit entfernte Gegend.

Erst mehrere Monate später, in Nordern, sah er sie — o, wie war er entzückt von diesem glücklichen Anfall! Durch einen Unsterblichkeitsfreund wurde er ihr vorgestellt — aber sie nahm erst nur wenig Notiz von ihm. Erst durch einen besonderen Umstand wurde sie näher bekannt, und mit unendlichem Vergnügen erinnerte sich der Wanderer des Abends, an welchem es geschah, und jeder kleinen Einzelheit des Vorganges!

Das Wetter war miserabel: der Regen fiel in Strömen und die Wogen peitschten schäumend gegen den Strand. Um so beglücklicher fühlte sich die kleine Gesellschaft im Speisesaale des Hotels. Janga hatte sich, dem allgemeinen stürmischen Bitten nachgehend, aus Piano gesetzt und sang mit ihrer klaren, vollen, wenn auch nicht allzu ausgiebigen Stimme einige Lieder.

„Mit welchem Ausdruck die Töne aus ihrem Munde quellen!“ sagte ihr befehliger der Doktor. „So kann nur jemand singen, der Gemüt besitzt.“

Eins der Lieder klang vor allem seine Aufmerksamkeit. Janga gab die beliebte altschottische Ballade „Tom der Reimer“ von Leode. Doktor Mohr konnte sie noch nicht, er lauschte, sie hätte er doppelte Ohren, als er dem gleich einem bestrickenden phantastischen Märchen auf ihn wirkenden Text vernahm:

Der Reimer Thomas lag am Bach,  
Am Rieselbach bei Sunter Schloß,  
Da sah er eine blonde Frau,  
Die sah auf einem weißen Hof,  
Sie sah auf einem weißen Hof,  
Die Wähe war gelochten sein,  
Und fell an jeder Flechte hing,  
Ein silberblantes Glöcklein.

„Gnädiges Fräulein — ich rief er begeistert, als sie geendet, „lo war es in der Tat — so erlöste ich Sie zum ersten Male!“

„Wah?“ fragte sie erstaunt, und zum ersten Male ruhten ihre blauen Sammetaugen mit jenem Strahl spezifischen Interesses auf ihm, durch welches man erst eine Erscheinung als Persönlichkeit von einer nur als Ganzes wirkenden Gruppe absondert.

„Ja, gnädiges Fräulein — ich lag am Fluße im Tiergarten, da jagten Sie vorbei auf Ihrem feurigen Rennet!“

„Und Sie haben mich wiedererkannt? Mich so genau im Gedächtnis behalten?“

Sie lächelte — aber es war ein rätselhaftes, unheimbares Lächeln. Es drückte mehr das Vergnügen an der Tatsache, noch ein anderes ihm bekanntes Empfinden aus. Es war so neutral wie sie selbst.

„Wer sollte Sie vergessen, der Sie einmal gekannt hat!“

Das war aus seinem Munde kein Kompliment — sie hörte es an dem Ton seiner Worte, blickte noch einmal wie verwundert zu ihm hin und lächelte zum zweiten Male. Diesmal brühte ihr Lächeln Freundschaft aus — keine Anerkennung oder Aufmunterung, sondern Freundschaft im wahren Sinn — aber Doktor Mohr fühlte sich doch mächtig angezogen durch die ihm gewährte Gunst, und er wagte es, hinzuzufügen:

„Heider erlöste ich Sie nur das eine Mal — obwohl ich mich um den Reiz dieses Anblicks bemühte. Wären Sie nicht mehr morgens aus?“

„Doch“, entgegnete sie mit einer leichten Trübung um die weiße hohe Stirn, die er nicht begriff. „Papa hat den Apollo verkauft“, sagte sie plötzlich mit stolzer Aufrichtigkeit hinzu.

„Das ist schade — es war gewiß Ihr Liebling?“

„Mein armer Apollo — ja, ich hatte ihn gern. Aber — er war zu toll, zu feurig — Mama konnte die Furcht eines Unglücks nicht los werden.“

Ein anderer Herr wandte sich von der anderen Seite mit einer Bitte an sie — sie nickte dem jungen Manne nochmals mit derselben Miene ruhiger Freundschaft zu und lehrte ihn Anblick von ihm ab...

Unwillkürlich stimmte er das Lied an, als die reizvolle Stunde im Spiegel seiner Erinnerung in aller Plastik des wahren Lebens empotandete.

„Der Reimer Thomas lag am Bach,  
Am Rieselbach bei Sunter Schloß —“

da fühlte er sich plötzlich am Arme berührt, und wie in jähem Erwachen aus tiefem Schlafe fuhr er befürtzt nach der Ursache der unwillkommenen Störung herum.

„Na, na, fallen Sie nur nicht so tief“, sagte eine angenehm männliche Stimme neben ihm.

„Ah, Herr Direktor — guten Morgen.“

Der ihn ansprach war Direktor Froberg, der Leiter des Gymnasiums.

„In welcher Sphäre schwebten Sie denn, Herr Kollege?“ erkundigte sich der alte Herr mit gutmütigem Spott. „Befanden Sie sich im Nebenden oder neunten Himmel?“ Nach dem Grad Ihres Erlebens zu schätzen, müssen Sie ziemlich hoch herabgefallen sein.“

(Fortsetzung folgt.)

die wie Asquith hoffe, morgen beginnt. Bonar Law sagte, die Opposition habe den Befehl des Königs loyal angenommen. ...

In der Sitzung des Unterhauses erklärte Parlamentssekretär ...

Der auf gestern angelegte englische Ministeraal wurde ver- ...

Schaff-Lothringen.

St. Straßburg, 20. Juli. Ueber die Herbstaus- ...

St. Saarbrücken, 20. Juli. Aus dem Kanal wurde ...

St. Saargemünd, 21. Juli. Im Verlaufe der vor- ...

St. Saarbrücken, 20. Juli. Ueber die Herbstaus- ...

Aus Stadt und Land.

Wien, den 21. Juli 1914.

Wismar-Nationaldenkmal.

Unter dem Vorsitz des Herrn Geheimrats Herrmann ...

mer fand gestern in den städtischen Höheren Lehrerseminar ...

Bei seinem letzten Aufenthalt beauftragte Sr. Maj. ...

Stadtbibliothek. Wegen der alljährlich stattfin- ...

Esplanadenkonzert. Bei günstiger Witterung ...

St. Petersburg, 20. Juli. Infolge des Ausstandes ...

währen. Später ließ der Angeklagte sich nicht mehr bei ...

Telegraphische Nachrichten.

(Siehe auch „Neuestes vom Tage“)

Wien, 20. Juli. Eine Lokalcorrespondenz schreibt ...

Wien, 20. Juli. Infolge des Ausstandes der ...

zudehen ist das sichere Schicksal der Weger Mannschaft, ...

Heidelberg, 19. Juli. Unter reger Beteiligung ...

Die Einweihung des Flugplatzes in Saarbrücken. ...

Paris, 19. Juli. Zum Wettbewerb um den großen ...

Paris, 19. Juli. Zum Wettbewerb um den großen ...

Paris, 19. Juli. Zum Wettbewerb um den großen ...

Paris, 19. Juli. Zum Wettbewerb um den großen ...

Paris, 19. Juli. Zum Wettbewerb um den großen ...

Paris, 19. Juli. Zum Wettbewerb um den großen ...

Paris, 19. Juli. Zum Wettbewerb um den großen ...

Paris, 19. Juli. Zum Wettbewerb um den großen ...

Paris, 19. Juli. Zum Wettbewerb um den großen ...

Sport-Geräte. MAX NORDSCHILD, GARTENSTR. 6-8.

Personal-Nachrichten. Personaländerungen in der 1. Inf. Div.

Meyer Straßammer. Sitzung vom 17. Juli.

KÖNIGL. SELTERS. Staats-Quelle.

Regenschirme. Spezial-Geschäft ANTON KOHLER.

Regenschirme. Spezial-Geschäft ANTON KOHLER.

Regenschirme. Spezial-Geschäft ANTON KOHLER.

Regenschirme. Spezial-Geschäft ANTON KOHLER.

## Poincaré's Besuch in Russland.

(Telegraphischer Bericht)

Kronstadt, 21. Juli.

Präsident Poincaré ist gestern nachmittags um 3 Uhr an Bord des Linienschiffes „France“ vor Kronstadt eingetroffen. Der Kaiser von Russland empfing den Präsidenten an der Schiffsstreppe der Yacht „Alexandria“ und begrüßte ihn in herzlichster Weise. Am Großmast ging die Flagge des Präsidenten hoch. In Begleitung des Kaisers besaßen sich der Hofminister, die Minister des Auswärtigen und der Marine, der russische Botschafter, der französische Militärattaché, der russische Botschafter in Paris und das Gefolge. Präsident Poincaré betrat in Begleitung des Marineministers die Yacht, die dann die Rückfahrt nach Peterhof antrat. An dem Landungsplatz in Peterhof, wo eine Ehrenwache aufgestellt war, wurde Poincaré von den Großfürsten, den Generälen, dem Gouverneur von Petersburg, dem Kommandanten von Peterhof und dem Personal der französischen Botschaft begrüßt. Der Kaiser geleitete den Präsidenten in vierzigspanniger Equipage, die von zwei Jägern des kaiserlichen Convois begleitet wurde, in das Große Palais, wo der Präsident Aufenthalt nahm. Bald nach dem Eintreffen wurde der Präsident von der Kaiserin empfangen.

Abends fand im Großen Palais Gala-Mahl statt, und zwar beginnend um 7 1/2 Uhr. Dabei richtete der Kaiser folgenden Trinkspruch an den Präsidenten:

„Herr Präsident! Lassen Sie mich Ihnen zum Ausdruck bringen, wie glücklich ich bin, Sie hier willkommen zu heißen. Das Oberhaupt des befreundeten und verbündeten Staates ist immer sicher, in Russland der wärmsten Aufnahme zu begegnen. Aber heute ist unsere Befriedigung, den Präsidenten der französischen Republik begrüßen zu können, noch verdoppelt durch das Vergnügen, in Ihnen einen alten Bekannten zu finden, mit dem ich vor zwei Jahren persönliche Beziehungen anknüpfen die Freude hatte. Bereitwillig von langjähriger gegenseitiger Sympathie der Völker und durch gemeinsame Interessen, sind Frankreich und Russland seit bald einem Vierteljahrhundert eng verbunden am Werke, das selbe Ziel zu verfolgen, das darin besteht, ihre Interessen zu wahren, indem sie mitarbeiten an der Erhaltung des Gleichgewichts und des Friedens in Europa. Ich zweifle nicht, daß unsere beiden Völker, getreu ihren friedlichen Idealen, und sich stützend auf ihr erprobtes Bündnis ebenso wie auf gemeinsame Freundschaften, auch fernerhin die Wohlfahrt des durch die Fülle ihrer Kräfte gesicherten Friedens genießen werden, indem sie die Bande, die sie einigen, immer fester knüpfen. In diesem sehr aufrichtigen Wunsch erhebe ich mein Glas auf Ihre Gesundheit, Herr Präsident, ebenso wie auf die Wohlfahrt und den Ruhm Frankreichs!“

Präsident Poincaré antwortete wie folgt:

„Herr Präsident! Ich danke Sie für Ihre herzliche Aufnahme, und ich bitte Sie, zu glauben, daß es mir eine Freude, daß es mir sehr angenehm gewesen ist, heute dem erhabenen Herrscher des befreundeten und verbündeten Volkes einen neuen Besuch abzustatten. Getreu der Überlieferung, der meine ehrenwerten Vorgänger gefolgt sind, habe ich dem Majestät und Russland das feierliche Zeugnis von den Gefühlen bringen wollen, die unerschütterlich in allen französischen Herzen wohnen. Seit 25 Jahren sind vergangen, seit unsere Länder in einer klaren Vision ihrer Geschichte die Anforderungen ihrer Diplomaten vereinigt haben, und die glücklichen Wirkungen dieser dauernden Verbindung machen sich alle Tage fühlbar in dem Gleichgewicht der Welt. Geprägt auf die Gemeinsamkeit der Interessen, gewacht durch den friedlichen Willen der beiden Regierungen, gestützt auf Armeen zu Wasser und zu Lande, die ich kennen, sich lieben und sich gewöhnt haben, sich zu verbünden, gelangt durch eine lange Erfahrung und ergänzt durch wertvolle Freundschaften, hat das Bündnis, zu dem der erhabene Kaiser Alexander III. und der derzeitige Präsident Carnot die erste Initiative ergrieffen haben, seitdem beständig den Beweis seiner wohlthätigen Wirksamkeit und seiner unerschütterlichen Festigkeit gegeben. Ich danke Sie für die Versicherung, daß Frankreich nach wie vor in innigem und täglichem Zusammenwirken mit seinem Verbündeten das Werk des Friedens und der Zivilisation verfolgen wird, in dem die beiden Regierungen und die beiden Nationen nicht aufgehört haben zu arbeiten. Ich erhebe mein Glas zu Ehren des Majestät, Ihrer Majestät der Kaiserin, Ihrer Majestät der Kaiserin-Mutter, Sr. Kaiserlichen Hoheit des Großfürsten Thronfolgers und der ganzen kaiserlichen Familie. Ich trinke auf die Größe und die Wohlfahrt Russlands.“

Präsidenten.

Zu dem Besuch Poincaré's schreibt die „Nowoje Wremja“: Die Stärke des Bündnisses beruht darauf, daß es, auf gegenseitiger Sympathie beruhend, gleichzeitig den realen Interessen der beiden Länder dient. Die beiden Verbündeten ergänzen die Triple-Entente insofern nicht immer in Europa die Rolle, die sie beanspruchen kann, wofür sie eigentlich vorherbestimmt ist. Der Dreieund hielt im-

mer zusammen, aber die Triple-Entente trat nicht immer genügend stark auf. Wir wollen hoffen, daß die Politik der Nachgebildeten aufhört. Die Triple-Entente will indessen nur die Sicherung der eigenen Interessen. Russland und Frankreich verfolgen weiter ihre Friedenspolitik, hoffentlich mit größerer Einigkeit und Festigkeit. — „Nesjch“ schreibt: „Mit unseren Verbündeten befehlen wir, daß der Zweieund eine „necessité permanente“ ist, trotz aller Begeisterung und Abkühlung, trotz Befriedigung und gegenseitigen Mißverständnissen, denn Poincaré brachte 1912 Russland neue Leben. Was wird er heute bringen? „Petersburgskij Kurjer“ begrüßt, auf die Politik des Dreieundes anspielend, die Begegnung als Anzeichen dafür, daß das Faustrecht heutzutage in Europa nicht mehr herrschen könne.

## Frau Caillaux vor den Geschworenen.

W. Paris, 20. Juli.

Der Schwurgerichtssaal ist bis auf den letzten Platz mit Zeugen, Berichterstattern und Advokaten gefüllt; nur ein kleiner, durch ein Geländer von dem eigentlichen Saal getrennter Raum ist für das Publikum reserviert. Gegen 11 Uhr erscheinen die Mitglieder des Gerichtshofes, und alsbald wird auch die Angeklagte, Frau Caillaux, von zwei Justizsoldaten begleitet, in den Saal geführt. Gerichtspräsident Albenel, ermahnt die Zuhörer, mit Ruhe und Würde den Verhandlungen beizuwohnen, und richtet sodann die vorchriftsmäßige Ansprache an die Geschworenen. Nach deren Vereidigung verliest der Gerichtspräsident die Anklage, die jedoch, da sie durch die Veröffentlichung in den Blättern bereits bekannt ist, nur mit geringer Aufmerksamkeit angehört wird. Bei dem Auftruf der vorgeladenen 75 Zeugen finden nur die Namen der Damen D'Estabrie, einer ehemaligen Mitarbeiterin des „Figaro“ und Gueudon, der ersten Frau Caillaux, und der ehemaligen Minister Caillaux und Barthou einige Beachtung.

Der Präsident fordert Frau Caillaux auf, den Geschworenen eine Darlegung ihrer Tat zu geben. Frau Caillaux, welche in ihrer schwarzen Toilette zwar ziemlich blaß, aber durch die lange Unternehmungsfahrt keineswegs allzu angegriffen aussieht, schilbert mit ziemlich leiser, manchmal stolischer Stimme zunächst ihr Verbrechen. Sie berichtet, daß sie nach ihrer Scheidung von ihrem ersten Mann, dem Schriftsteller Leon Claretie, den Minister Caillaux geheiratet und in dieser Ehe das volle Glück gefunden habe. Sie erzählt eingehend und mit großem Selbstvertrauen, welche heftige Angriffe Caillaux von seinen politischen Gegnern, namentlich in der Presse, erfahren, wie man ihn verdächtigt habe, den Kongress in Deutschland verkauft zu haben, und erhebt mit lauter und zorniger Stimme Einspruch gegen die Verleumdung, daß ihr Gatte keine Stellung dazu beunruhigt habe, um sich zu bereichern. Der Verteidiger würde den Beweis erbringen, daß sie und ihr Gatte nur das begehren, was sie von ihren Eltern erhalten haben. Die politische Heide gegen ihren Gatten sei mit allen Mitteln geführt worden. Man habe einen intimen Brief ihres Gatten veröffentlicht, um ihn bloßzustellen, und habe auch andere intime Briefe veröffentlicht, von denen die erste Frau ihres Mannes, Madame Gueudon photographische Verfertigungen besaßen habe, um sich an Caillaux wegen dessen zweiter Ehe zu rächen. Frau Caillaux bekräftigt sodann ausführlich die vom „Figaro“ geführte Campagne.

Die Verhandlung wurde nach einer kurzen Unterbrechung um 2 Uhr nachmittags wieder aufgenommen. Frau Caillaux sprach über den Besuch bei dem Gerichtspräsidenten Monnier. Er habe auf ihre Frage nach einem Anklagegründe gegen denjenigen, der die intime Briefe veröffentlichte, geantwortet, es gebe in Frankreich kein Gesetz, das den Journalisten die Veröffentlichung öffentlicher Persönlichkeiten unmöglich mache. Das sei belagert, und man müsse erkaufen sein, daß nicht öfter Verleumdern der Schuld eingeklagten würde. Der Advokat der Familie Calmette wandte hier ein, daß Monnier verheiratet habe, niemals einen derartigen Satz gesprochen zu haben. Frau Caillaux führte weiter aus, sie hätte ihren Mann für einen Feigling gehalten, wenn er sich die Angriffe Calmettes weiter habe gefallen lassen. Caillaux habe auf ihre Frage erklärt, daß er seine Drohung bezüglich Calmettes nicht am selben Tage, sondern zu gegebener Zeit ausführen wolle. Sie wies darauf hin, wie sie bei dem Gedanken gekittet habe, daß ihr Mann einen Menschen töten würde. Zunächst habe sie an Selbstmord gedacht. Sie wäre an jenem Tage glücklich gewesen, ihr Leben für die Ehre ihres Mannes opfern zu können. Es habe nur ein Mittel gegeben, nämlich selbst einen Schritt zu unternehmen und zu verüben, was zu erreichen, Frau Caillaux sagte weinend hinzu: Wenn ich die schrecklichen Aussagen vorausgeschickt hätte, hätte ich vorzugehen, die Veröffentlichung der Briefe erfolgen zu lassen. Aufrecht stehend, die Hände auf die Brust gestützt, erklärte sie, daß sie ihr Tauch mit Vorbedacht ausgeführt habe, aber zum mindesten, wenn sie den Gedanken auf Calmette zu schicken, in Betracht gezogen habe, so sei doch ihr Entschluß bis zuletzt unentworfelbar geblieben. Frau C. erklärte sodann, daß sie in ihrem Briefe an ihren Mann niemals habe sagen wollen, daß sie sicher sei, Calmette

töten zu wollen. Ich war nicht dazu entschlossen, sagte sie; außerdem hätte ich genau angegeben, daß man den Brief nur aushändigen sollte, falls ich bis 7 Uhr nicht heimgekehrt sein würde.

Frau Caillaux erklärte weiter: Als sie im „Figaro“ angekommen sei, habe sie geschrien. Sie habe geglaubt, nicht getroffen zu haben. „Diese Revolver gehen ganz und selbst los.“ (Lachen im Zuhörerraum.) Sie habe keinen Augenblick die Absicht gehabt, Calmette zu töten. Sie habe nur einen Skandal erregen wollen. Sie habe nach unten geschossen. Sie habe nichts vorgehabt. Während sie eine Katastrophe habe vermeiden wollen, habe sie ein nicht wieder gut zu machendes Unglück über sich und ihre Tochter gebracht. Bei diesen Worten laut Frau Caillaux erschöpft und schluchzend auf die Bank nieder.

Vor der Präsident das Verhör beendet, fragte er Frau Caillaux, ob sie den Geschworenen etwas zu sagen wünsche, worauf diese erwiderte: Ich möchte meinen Sekundanten an jenem Tage zu erkennen geben. Sie führte mehrere Tatsachen an, die zeigen sollten, welche Kampagne gegen ihren Gatten und gegen sie selbst in der Gesellschaft geführt worden sei. Mein Gatte — sagte sie — wurde in den Schmutz gezogen. Ich vermöchte niemals zu sagen, was ich gekittet habe. Man wollte in meinem Gatten den Republikaner treffen. (Unruhe man höre auch den Ruf: Sehr richtig!) Man wollte mich in meiner Ehre und in meinem mütterlichen Gefühlen treffen. Ich sollte vor meiner Tochter erlösen müssen. Frau C. laut hier bei einem Tränenstrom erneut auf die Anklagebank nieder. Als der Präsident sie fragte, ob sie noch etwas hinzuzufügen habe, erwiderte sie demnach mit klarer Stimme: Ich bereue aus dem Grunde meines Herzens. Ich hätte lieber die Veröffentlichung aller Schriftstücke zulassen sollen als ein Verbrechen zu begehen.

Um 3 1/2 Uhr war das Verhör beendet. Darauf wurde mit dem Zeugeneverhör begonnen. Der Verteidiger, Zahoriz, wies auf die Aussagen der beiden Sekundanten hin, die Frau C. verhaftet haben. Daraus gehe hervor, daß Frau C. nicht gewußt habe, wie viele Kugeln sie abgeschossen habe. Der Vertreter der Privatkläger betonte, wie ruhig Frau C. nach dem Mordtatbestand geblieben wäre. Verlobten Eindrück rief die Aussage des Präsidenten Monnier hervor, den Frau Caillaux einige Stunden vor dem Mordtatbestand hatte. Er selbst sei von einem Blatte monatlich täglich in den Rot gezeichnet worden. Er habe nicht darauf reagiert, und schließlich das Blatt seine Angriffe eingestellt. Er habe Frau C. gefragt, durch einen Prozeß würde nur erreicht, daß die Angriffe noch heftiger würden. Deshalb müsse man sich mit seinen eigenen Mitteln verteidigen. Selbstverständlich habe er nicht geglaubt, daß man jemandem in einem solchen Falle den Schutzel einschlagen solle. Um 4 1/2 Uhr wurde die Verhandlung abgebrochen und auf morgen vertagt.

Präsidenten zum Prozeß.

Die konservativen und nationalen Blätter kritisierten bereits die Art und Weise, wie der Prozeß gegen Frau Caillaux geführt wird. Der „Figaro“ schreibt: Frau Caillaux hatte recht, als sie sich Herrn Albenel zum Vorsitzenden ihres Prozesses wählte. Dieser Richter ist nicht aus der rauhen Schule von einst, welche mit ihrer Unberührbarkeit bei den Zukünftigen auf die der Enttarnung ausließen. Wir können Herrn Albenel deshalb nur loben; aber warum geht er in seinem Wohlwollen so weit, daß er in seinem Verhöre seine Rolle fast ganz aufgibt? Gewiß, er hat Recht, wenn er alles sagen läßt, aber vielleicht könnte er doch dann und wann einen Tertium richtig stellen oder eine Bemerkung machen. — Der „Soleil“ schreibt: Der Gerichtspräsident übertritt ein wenig. Caillaux selbst, der ein intelligentes Weib ist, dürfte finden, daß er etwas zu sehr übertrieben ist. Im Interesse der Angeklagten wäre es besser gewesen, wenn es nicht so aussehe, als ob Herr Albenel nur auf höheren Befehl auf seinem Präsidentenstuhl säße. — Die radikalen Blätter geben ihrer Sympathie für die Angeklagte sehr lebhaften Ausdruck. Der „Radikal“ schreibt: Die Verteidigung der Angeklagten hat mit einer Bestimmtheit und einer schmerzlichen Aufrichtigkeit alle Kräfte und Umstände des Dramas in bester Weise geltend gemacht. Der Eindruck ist der, daß eine lange Reihe von Demütigungen und Kränkungen den bitteren Kelch in tragischer Weise zum Übermaß gebracht hat. — Der „Aurore“ sagt: Der politische Kampf dringt nun auch in den

Gerichtssaal ein. Würden wir denn sonst, wenn es sich nur um die Tötung eines Mannes durch eine Frau handelte, solche Ausbrüche von Haß zu hören bekommen? Wenn man die Segnet Caillaux anhöret, dann sind die Richter, die Geschworenen, die Staatsanwaltschaft und die Polizei bestochen und verkauft bis ins Mark hinein. Und gerade diejenigen, welche die Mißbräuche der Beamtenhaft sonst verteidigen, werfen sich heute zu deren Ankläger auf.

## Der bevorzugte Schiffslieferant.

Die neueste Ausgabe des „Nauticus“, Jahrbuch für Deutschlands Seereisen, bietet eine Fülle lehrreichen Materials über die Entwicklung der internationalen Seewege. Fürs erste erscheint es nicht unangebracht, eine kleine Betrachtung an der Hand der im „Nauticus“ mitgeteilten Tatsachen über die Berücksichtigung deutscher Veriten bei Kriegsschiffbestellungen fremder Staaten anzustellen. Ein Gefühl der Befriedigung löst sich nicht aus, denn Deutschland figuriert in bewährter Hinsicht erst in weitem Abstände hinter England. Das Jüdelreich gilt noch immer als erster Schiffsbaumeister der Welt. Am meisten befremdet da, daß die Türkei ihre Seereisen, soweit die Kriegsschiffe in Betracht kommen, ganz und gar englischer Obhut anheimgegeben hat. Der Oberbefehl wie der gesamte Verit- und Arsenalbetrieb der türkischen Marine befindet sich in Englands Händen, obwohl die Türkei mit der Erwerbung zweier deutscher Panzerschiffe älteren Typs vor einigen Jahren kein schlechtes Geschäft gemacht hat. Während diese gewichtigen Kaufinstrumente nicht gewesen, der Krieg mit Italien hätte vielleicht größere Verluste zur See für die Türkei im Gefolge gehabt, wenigstens die Ungünstigkeit des türkischen Oberbefehls keineswegs angemessene Verwendung für die beiden Panzerschiffe zu finden würde. Das Deutsche Reich empört sich beständig von neuem darüber, daß die deutsche Militärmission auf ein Stützpunkt in Russland hin so häufig auf Sand geriet, wo doch keine Macht Einwendungen dagegen erhebt, daß England mit der türkischen Marine nach Belieben schaltet. Selbstverständlich ist nun nicht die geringe Aussicht auf türkische Bestellung von Kriegsschiffen in Deutschland.

Wir Bedrückt nicht man ferner, daß die südamerikanischen Republiken ihre Schiffsbauten im vergangenen Jahr teils nach England, teils nach den Vereinigten Staaten vergeben haben. Nur Argentinien war von der Qualität der bei englischen Veriten in Auftrag gegebenen vier Torpedobesitzer nur wenig befriedigt, daß es an ihrer Stelle vier Jahre zuvor ähnlicher Art bei der Kieler Germania bestellt hätte. Damit wird es zweifellos bessere Erfahrungen machen, ist doch Deutschland im Bau dieses Schiffstyps unerreicht. Die Stettiner Vulkanwerkstatt lieferte im vorigen Jahr einen Zerstörer für Russland, der sich bei Erprobung als das schnellste Fahrzeug seiner Art in der Welt erwies. Am ibrigen darf wohl ermahnt werden, daß die Besatzung eines moderner deutscher Schlachtschiffes und eines Kreuzers in Südamerika den dortigen sogenannten ABC-Staaten, Argentinien, Brasilien und Chile, einen ansehnlichen Eindruck von deutscher Schiffsbaukunst vermittelt hat, sodas in Zukunft neben englischen auch deutsche Veriten bei Bauaufträgen Berücksichtigung, deutsche Arbeiter neue Verit-gelegenheit finden. Die glänzende Aufnahme unserer Marineoffiziere in Ehren, praktische Erfahrungen der Verit- rüstung unserer Kriegsschiffe aber wären ebenso sehr erwünscht, wie wünschenswert.

## Deutsches Reich.

Von der Nordlandsreise.

W. Valesstrand, 19. Juli. Der Kaiser hielt heute Vormittag Gottesdienst an Bord der „Hohenzollern“ ab und nahm dann den Vortrag des Reichsleiters des Auswärtigen Amtes Grafen v. Wedel entgegen. Nachmittags machte der Kaiser einen mehrstündigen Spaziergang mit einigen Herren seiner Umgebung.

Valesstrand, 20. Juli. Bei andauernd herrlichem Wetter unternahm der Kaiser heute früh wieder einen nehmungsvollen Landausflug. Mittags fand ein kriegsgeschichtlicher Vortrag des Reichsleiters v. Freitag statt. Nachmittags brachte der Kurier aus Berlin Telegramme, weshalb der Kaiser an Bord der „Hohenzollern“ blieb.

Berlin, 20. Juli. Der Stadtrat der Stadt Karlsbad richtete an den Staatssekretär des Reichsmarineamtes ein Schreiben, in dem er folgendes von wirtlich freundschaftlichen Gefühlen für die Marine des verbündeten Reiches getragenes Anerbieten macht. Wünschenswert wären die in den Marineoffizieren im Range von Kapitänleutnant abwärts die durch den Dienst in den Tropen Verdienste erworbenen sind, die Kommandeure von Karlsbad zur freien Verfügung stellen. Diese Offiziere sollen aus der Entlohnung der Kurorten entlassen sein und in den tschechischen Bädern ein Gastrecht besitzen. Der frühere deutsche Konsulatsrat, Marineoffizier a. D. Dr. Erdstein in Karlsbad erklärte sich ferner bereit, diese Herren in unentgeltlicher Behandlung zu nehmen. Der Staatssekretär des Reichsmarineamtes hat das

## Der Nordpol Berlins.

(Von unserem Berliner Mitarbeiter.)

Rummelsummel. — Der verbotene Wollentzoger. — Dynamit im Frieden. — Schluß der Vorstellung. — Die natürliche Tochter.

Die Gegend am Bahnhof Friedrichstraße wird nicht mit Unrecht das Herz der Reichshauptstadt genannt. Dort pulst der Verkehr in stürzenden Bogen und rast kaum. Am Tag und in der Nacht ist ein Unruhebild nicht zu merken. In die Halle stellen ununterbrochen Jüge aus aller Herren Länder. Sie ist rauchgeschwärt, wie ein Hofpaß und leuchtet vom Augenblick an, in dem Dunkelheit hereinbricht, wie ein riesiges Auge in den Trübel der Friedrichstraße hinein.

Dieses Herz Berlins ist jetzt mit Brettern verpackt. Denn die Erweiterungsarbeiten am Bahnhof sind im vollsten Gange. Gerade in der Zeit des Ferienverkehrs wird besonders von allen, die von diesem zentral gelegenen Bahnhof ihre Reisen antreten, mit Mißfallen bemerkt, wie verarmt er ist. Die Gerüste reichen fast bis auf den Person. Handwerker kreischen auf den Geleisen wie Spinnen umher. Von allen Seiten wird eingegraben und aufgeschoben. Die Fremden müssen, wenn sie diese Station passieren, den Eindruck bekommen, als ob Berlin in einer ewigen Umwälzung begriffen sei.

Unmittelbar nebenan rückt noch immer der leere Raum der einstigen Papiere. Allerdings ist er mit Wänden und sonstigen Zellen aller Art vollgepackt. Es hat sich da ein Rummelplatz entwickelt, wie er der angrenzenden Chaussee- und Essenerstraße ebenfalls ist. Von dem Augenblick an, in dem die großen elektrischen Bogenlampen über den Asphalt flammten, beleben sich auch die Inschriften über all den Zellen der Ehre und Unehre. Diese ganze Stadt von Karussells, Menagerien und allerlei Trüdel macht mitten in dem modernen Berlin von heute einen anachronistischen und unwürdigen Eindruck. Es sieht so aus, als ob sich ein Stück von St. Pauli in unmittelbarer Nähe der Linden etabliert hätte. Man kann nicht gerade sagen, daß diese Nachbarschaft den Linden zuträglich ist, und es wäre erfreulich, wenn so bald wie möglich dieser Zwischenzustand aufhört.

Die Projekte gerade für diese Stelle Berlins beschäftigen die öffentliche Meinung seit geraumer Zeit. Das ganze Terrain gehört einem Unternehmer, der es an sich gebracht hat, und nun allerlei phantastische Pläne ausführen will. Zunächst hieß es, eine Pariser Firma werde hier eine Straße nach Pariser Art errichten. Aber das wollten sich weder die deutschen Architekten gefallen lassen, noch gab das Präsidium seine Einwilligung. Nun ist ein neuer Plan aufgetaucht. An die-

sem Punkt der Spree soll ein Wollentzoger sich zum Himmel erheben. Ein tagendes Zeichen dafür, wie der Amerikanismus mit der Zeit weiche Fortschritt in Spreesachen macht! Es ist nicht zu verstehen, wie ein Teil der zukünftigen Kunststift sich einverstanden mit einem derartigen Plan erklären konnte. Warum sollen wir uns das Antlitz Berlins noch mehr veränderten lassen und Dinge seiner Physiognomie einwerfen, die nur sensationell wirken können, während doch in New-York die Entwicklung dieser Reizenbauten eine historische und aus dem Terrain erwachsende geworden ist.

Die Polizei hat denn auch schon verkündet, daß sie niemals den Wollentzoger-Gebäußen nachgeben würde. Es sei ausgeschlossen, daß man eine Genehmigung für zehn Etagen erteilen würde. Man kommt also wieder mit neuen Dingen. Es soll ein Hotel von ungeheuren Dimensionen mit umfassen großen Anzügen, eine Art Hotel-Kaufhaus da entstehen. Vorläufig sind aber die Pläne noch so utopischer Art, daß es scheint, als ob ein ungeheurer Konkurs vorbereitet würde, wie er das in der Nähe stehende Passage-Kaufhaus getroffen hat. Der ganze Stadtteil leidet noch unter den Nachwehen dieser Katastrophe. Das Haus, von Anfang an verfehlt, ragt wie ein Mausoleum in die nördliche Gegend dieses Teiles von Berlin hinein.

In letzter Zeit gab es an der Stelle, an der vor grauen Zeiten das Quartier Italia sich breitete, eine Wollentzoger-Gebäuße. Die Wollentzoger-Gebäuße, das dreistöckige Wahrzeichen dieses Stadtteils ward in die Luft gesprengt. Wer vor etwa zwei Jahrzehnten erlebt hat, wie der alte Hofplatz hieß, der allerdings noch aus dem älteren Berlin zu stammen schien, glaube, diese neue gemauerte Brücke sei für die Ewigkeit gebaut. Sie hatte eine Spezialität, sie federte. In der ersten Zeit nach ihrer Eröffnung, hielt man das für einen weltlichen Nachteil und fürchtete, daß sie dereinst mit Mann und Maus in die Spree sinken würde. Aber die Techniker machten darauf aufmerksam, daß diese Art eine besondere Festigkeit sei und gerade Sicherheit gewähre. Wer in einem der vielen Werkhäuser um die Brücke herum dem Gambirius stark gebührend hatte, war dankbar. Er konnte kein eigenes Schwanken auf das der Brücke spüren. Und nun ist sie unter einem ungeheuren Aufwand von Pulver und Dynamit gefallen, dahingegangen, als ob sie nie gewesen wäre. Die Konstruktoren sind noch nicht fertig und der ganze Verkehr, hier zu besonderer Hochflut angehalten, muß sich mit einem Notplatz begnügen.

Es geht durch diesen ganzen nördlichen Teil von Berlin ein Fittchen, das nicht nur auf die Nachwehen der Dynamit-Sprengungen zurückzuführen ist. Das Präsidium verordnet neue Maßregeln über die Ordnung der Polizeistunde. Sie soll auf 11 Uhr festgesetzt, und nur in besonderen Fällen bis 2 Uhr aus-

gedehnt werden. Gerade da oben im Viertel am Dranienburger Tor reihen sich Cafés an Cafés, neben Kneipen in übergroßer Anzahl, die alle mächtig mit Nachtbetrieb arbeiten, und auf Bedienung von Leisungen zarter Hand gestellt sind. Natürlich sind auch sie in besonderen Vereinen zusammengelassen, und sie erheben die üblichen Kassenarbeiten. Es heißt: Wenn das Nachtleben in seinen weltlichen Faktoren eingekleidet wird, dann hört der Fremdenstrom nach Berlin zu fließen auf. Das ist aber ein merkwürdiges Verbotnis. Kommen die Leute wirklich nur nach Berlin, um in die Nächte hinein zu leben? Man sollte wirklich glauben, daß die Reichshauptstadt eine staltliche Menge anderer Attraktionen birgt.

Sollten die neuen Ordnungen sich durchsetzen, so würde das im Interesse eines großen Teils der Berliner Bevölkerung zu begrüßen sein. Was sich da oben abspielt, und während der ganzen Nacht breit macht, ist von abspirender Heftigkeit. Niemand kann sagen, daß es ein Recht auf die Konserierung dieser Widerwärtigkeiten gibt. Wie der Norden steht auf der Weiten Berlins Weherufe in Angst um die zu verfallende Nachtsonnen. Aber niemand würde all den Kabarets und sonstigen mondainen Lokalen eine Träne nachweinen. Was sich da an sogenannten Kunst abspielt, ist keinen Heller wert. Berlin kann all diese sogenannten Konserenters und Charakterenters und wie sie sich sonst zu nennen pflegen, entbehren. Die leidenschaftlichen Damen, die noch leichter geschätzte Komplexe zum Selbst bieten, haben lange genug ihre Künste feil gegeben. Sie bleiben immer dieselben, sind im Laufe der Zeit alt und beschäbigt geworden und es wäre ihnen zu gönnen, daß sie endlich ihre nördliche Ruhe haben, statt in einem wenig großzügigen Delokale auf dem Podium zu stehen.

Man macht im Norden Berlins große Anstrengungen sich der Mutterstadt aufs engste anzuklebern. Aber hier wird von oben her ein unbedingtes Veto erklährt. Keulich sollte es mit besonderer Kraft Reinholders entgegen. Man fürchte da das lebhafteste Bedürfnis der Kapitale sich anzuklebern, weil die finanziellen Verhältnisse es erfordern. Aber es wurde nicht mehr erlangt, als daß sich die Leute da draußen vor den Toren „Berlin-Reinholders“ nennen können. Eine weitere Eingemeindung soll nicht stattfinden. Der Norden muß sehen, wie er sich weiter hilft. Das wird dem Reinholders gerade in dreier heißen Zeit nicht schwer werden. Sie sind die hauptsächlichsten Cisleitanten der Hauptstadt und verdienen gerade in diesen schwülen Tagen eine schwere Menge guten Geldes. Mit ihrem Können und Verstand werden sie sich eine Kommode machen müssen, wenn sie wieder allzu heiße Gefühle nach unaufrichtiger Umarmung mit Berlin verpacken.

Dr. M. S.

## kleines Feuilleton.

Aus der Kriegsgeschichte der Fremdenlegion. Die Fremdenlegion ist, als Einrichtung betrachtet, ein Sonderfall im Heere Frankreichs. Der Fremdenlegion als Truppe jedoch und dem einzelnen Fremdenlegionier, der in den meisten Fällen Ausländer und nur sehr selten Franzose ist, kann man Achtung und sogar Bewunderung nicht verweigern, wenn man mit der Geschichte der Truppe, die die Fremdenlegion bisher geführt hat, vertraut ist. Die Fremdenlegion wurde, so erzählt der „Caillat“, am 9. März 1831 unter der Regierung Karls X. ins Leben gerufen. Sie wurde zuerst in Alger verewandt, wo man sofort feststellen mußte, daß die Disziplin in dieser zusammengesetzten Truppe die allerbesten war — wurde doch gleich eine ganze Kompanie in Polizeigewahrsam genommen, während man anderenorts zugeben mußte, daß sie eine große Tapferkeit besaß, denn sie empfing unerschrocken ihre Feuertaufe am 27. April bei Mafsen Carré, im Kampfe gegen die El-Dschir. Im Juni des Jahres 1832 übertrug ihr Oberst Combar, der später unter den Mäurern von Rouhanina fiel, ihre Fahne, auf der das Wort „Tapferkeit“ das Wort „Vaterland“ ersehen mußte. Diese Fahne wurde mit Kampf bedeckt in dem Felzuge des Generals Frezel gegen Abd-el-Kader 1832—1835 und ging in diesem letzten Jahre infolge eines außerordentlichen Ereignisses verloren. Eine Kompanie des Bataillons vom 28. März 1835, der zwischen England, Frankreich, Spanien und Portugal abgejagten wurde, stellte die Fremdenlegion Spanien zur Verfügung, wo sie die Infanterie II, der Tochter Ferdinands VII., gegen die Karlisten helfen sollte. Oberst Bernette ging mit der Legion nach Spanien. Dort wurde sie von dem französischen Heere abgegrenzt und mußte ihre Fahne aufgeben. Diese wurde ihr noch ruhmvoll vorangetragen in den Schlachten von Ramplona, Verida, Tarragona, Barbastro, wo der Oberst Combar, der Nachfolger von Bernette, fiel. In Spanien wären die Fremdenlegionäre beinahe Hungers gestorben, sie empfingen weder Sold noch Lebensmittel, noch hatten sie Zelte; bald kämpften sie in den Bergen, im Sommer unter dem glühenden spanischen Himmel, im Winter im tiefen Schnee; dabei erlangten die Karlisten die Krone der Fremdenlegion nicht als kriegsführende Partei an und ergriffen mittels los die verwundeten oder gefangenen Legionäre. Dieses Marschleben endete erst am 10. Januar 1839; da wurde die Fremdenlegion wieder französisch, gleichzeitig wurde sie auf ein einziges Bataillon vermindert. Erst im Jahre 1841 bildete man wieder zwei Legionen aus ihr und dies blieb so bis 1861. Die Fremdenlegion war im Jahre 1841 an der Eroberung von Et-Goleah, 1849 an der Eroberung der Oase von Zaatcha und



